



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

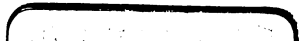
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



42. i. 24

v











*Nach u. Druck v. A. Höger, Leipzig.*

*Felice - Mendelssohn - Bartholdy  
im 12ten Lebensjahr.*



# Handelsbuch

Dr. Max

Handelsbuch

1898

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Goethe  
und  
Felix Mendelssohn Bartholdy.

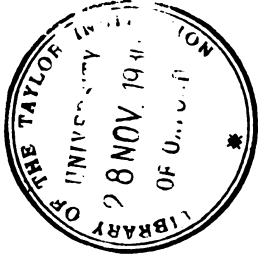
Von  
Dr. Karl Mendelssohn Bartholdy.

---

Mit F. Mendelssohns Portrait  
aus seinem zwölften Lebensjahre.

---

Leipzig  
Verlag von C. Hirzel.  
1871.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorwort.

---

Die vorliegende Schrift entstand in Mitten der großen Ereignisse der Gegenwart.

Es war ein eigenthümlicher Ausblick jene Zeit zu betrachten, in welcher das höhere Leben der Nation vornehmlich der künstlerischen Hervorbringung zugewendet war.

Die „Gesellschaft für Geschichtskunde“ zu Freiburg im Breisgau hielt den 8. März d. J. eine öffentliche Sitzung zur Feier der Begründung des deutschen Kaiserthums. Bei dieser Gelegenheit ward ich veranlaßt, einen Vortrag über Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy zu halten, den ich bald darauf in Constanz wiederholte.

Einem von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsche zu Folge, übergebe ich ihn hiermit in erweiterter Form der Öffentlichkeit.

Der beigefügte Stich stellt meinen Vater im zwölften Lebensjahr vor. Er ist nach einer Kreidezeichnung von Wilhelm Hensel, und diese wiederum nach dem Delportrait angefertigt, welches Vegas im Jahr 1821 malte.

Baden im Oktober 1871.

R. Mendelssohn Bartholdy.

Goethe

und

F. Mendelssohn Bartholdy.

---





Die Jugend fühlt das Bedürfniß freudig theilzunehmen, unbedingt zu verehren. Glücklich, wenn ihre Begeisterung einem echten Ideal gelten, wenn ihr Auge sich an dem Vorbild großer mitlebender Männer stärken und bilden kann, wie an dem Anblick der über dem Horizont stehenden Gestirne.

Dem Knaben Felix Mendelssohn Bartholdy war es vergönnt durch den Verkehr mit Goethe Keime der Anregung für das Leben zu empfangen. Goethe's lebendige Nähe hat ihm den Sinn für das Tüchtige, die Abneigung gegen alles Schwächliche und Kränkliche gekräftigt und gefördert.

Der alte Zelter vermittelte den Verkehr.

Zelter war ein Original im vollen Sinne des Worts. Was er leistete und erreichte, dankte er sich selbst; man muß es in seiner Autobiografie \*) nachlesen, wie er neben dem Handwerk, zu welchem der strenge Vater ihn anhielt, als Maurer-Lehrling und Gesell unablässig Musik trieb, sich selbst in dieser Kunst heranzubilden und sich nicht irren ließ durch wegwerfendes Urtheil junger Musiker, eines Kirnberger, der ihm geradezu bemerkte: „Ein gemeiner Handwerker ist immer eine respectable Person, während es nichts Erbarmungsvolleres giebt, als einen gemeinen Künstler, wie Sie es sein werden.“ Nach Art der meisten Autobiasten hatte

---

\*) 1861 von Dr. Rintel veröffentlicht. Berlin. Zanke.

Zelter etwas Entschiedenes, Rauhes in seinem Wesen; sein Freimuth und seine Derbheit wurden in den Berliner Künstlerkreisen sprüchwörtlich. Er war eine starre, trotzige, wie mit dem Beil zugehauene Natur, die sich in ihrer ursprünglichen Kraft nur vor einer so wunderbar harmonischen Persönlichkeit wie Goethe beugen konnte. Von dem Augenblick an, da er Werther's Leiden las, empfand er einen tief sympathischen Zug zu dem Herzenskinder der Menschheit solch ein Werk geschenkt hatte, und nachdem er ihn persönlich kennen gelernt, hat Niemand mit wärmerer Hingebung an Goethe geharrt, als Zelter. Der Briefwechsel der Beiden ist ein unvergängliches Denkmal charaktervoller Kraft und Freundestreue. Zelter spricht von den künstlerischen Bestrebungen der Berliner, schildert das Wirken in der Singakademie, macht den Weimarer Kunstfreund schon früh auf Felix Mendelssohn, den begabtesten unter seinen musikalischen Schülern, aufmerksam.

„Meiner Doris und meinem besten Schüler“ (mit diesen Worten kündigt er am 26. Oktober 1821 dem Freunde einen Besuch in Weimar an) „will ich gern Dein Antlitz zeigen, ehe ich von der Welt gehe, worin ich's freilich so lange als möglich aushalten will. Der letztere ist ein guter hübscher Knabe, munter und gehorsam.“

Felix Mendelssohn Bartholdy zählte damals nur zwölf Jahre, hatte aber schon eine für dies Alter unerhörte musikalische Produktivität entfaltet. Er hatte zwei Opern geschrieben und eine dritte halb vollendet, hatte einen vier- und fünfstimmigen Psalm mit einer großen Doppelfuge für die Akademie, sechs Symphonieen, ein Quartett für Klavier und Streichinstrumente, eine Cantate, sechs Klavierfugen und eine Menge Studien, Sonaten und Lieder komponirt.

„Denke Dir“ schreibt die Mutter an ihre Schwägerin Henriette Mendelssohn nach Paris „daß dem kleinen Schlingel das

Glück bevorsteht mit Zelter auf kurze Zeit nach Weimar zu gehn. Er wünscht ihn Goethe zu zeigen und nimmt ihn künftige Woche dorthin mit, nachdem sie in Wittenberg der Ausstellung des Luther von Schadow beigewohnt. Du kannst denken, was es mich kostet mich von dem lieben Kinde zu trennen, wenn auch nur auf einige Wochen. Ich betrachte es aber als keinen geringen Vorzug, daß er Goethen unter solchen Umständen vorgestellt wird, unter seinem Dache wohnen und den Segen des großen Mannes erwerben kann. Auch als Zerstreuung freut mich die kleine Reise; denn er ist aus eigenem Trieb fast zu fleißig für sein Alter.“

Es versteht sich von selbst, daß der Knabe ermahnt ward die einzige Gelegenheit, die sich ihm bieten werde, mit Verstand zu nugen. „Öffne Deine Sinne“ schrieb ihm der Vater „ich werde Dich, lieber Junge, so oft ich Dir schreibe, ermahnen: Beobachte Dich selbst streng, setze und halte Dich besonders bei Tisch anständig, spreche deutlich und angemessen, suche so viel möglich das richtige Wort zu treffen. Daß Du fromm, sittsam, Deinem väterlichen Freunde und Führer gehorsam und unser oft in Liebe eingedenk seiest das brauche ich Dir wohl nicht zu empfehlen, denn Du bist ja ein guter Kerl.“ Die Mutter schrieb: „Ein Mäuschen möchte ich sein um meinen lieben Felix in der Fremde zu belauschen und sein Benehmen als selbstständiger Jüngling zu belauschen. Schnappe nur jedes Wort von Goethe auf; alles will ich von ihm wissen.“ Auch die ältere Schwester Fanny glaubte ihre Mahnung nicht zurückhalten zu dürfen. „Wenn Du zu Goethe kommst sperre Augen und Ohren auf, ich rathe es Dir; und kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so sind wir Freunde gewesen. . . . Besser wir entbehren Dich etwas länger und Du sammelst Dir in der Zeit die schönsten Erinnerungen für das künftige Leben.“

Die Berichte welche der jugendliche Reisende an die gestrengen Mähner nach Hause sandte zeigen ein eigenes Gemisch von Beobachtungsgabe und kindlich froher Unbefangenheit. Er schildert die schöne Einrichtung des Goethe'schen Hauses; von der Schwelle der Thür durch die man in das Hauptzimmer tritt, grüßte auch ihn das sinnige „Salve“ und die Statuen auf Treppe und Flur erinnerten an die Geistes-Heimath des Dichters: Griechenland. Das Herz mag dem Knaben geklopft haben als er die geweihte Schwelle betrat. „Jetzt“ schreibt er am 6. November\*) „hört Alle auf.“ Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar: Goethe an. Am Morgen gingen wir in die Kirche wo der 100. Psalm von Händel halb gegeben wurde. (Die Orgel ist groß und doch schwach, die Marienorgel\*\*) ist, obwohl klein, doch viel mächtiger. Die hiesige hat 50 Register, 44 Stimmen und einmal 32 Fuß.) Nachher ging ich nach dem „Elefanten“ wo ich Lukas Cranach's Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: „Goethe ist da, der alte Herr ist da!“ Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethe's Haus. Er war im Garten und er kam eben um eine Ecke herum; ist dies nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich.

„Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an welche der Sohn geordnet und sagte immer: „Hm! Hm! ich bin recht zufrieden.“ Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebzigiger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tisch hat sich Fräulein Ulrike die Schwester der Frau von Goethe einen Ruß aus und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte

\*) Brief an die Eltern.

\*\*) Die Orgel in der Marienkirche in Berlin.

ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! (In Leipzig bin ich einigemale durch Auerbach's merkwürdigen Hof gegangen, ein großer Durchgang wie es in Leipzig sehr viele giebt, mit Läden und Menschen angefüllt und von Häusern von 6—7 Stock eingeschlossen. Auf dem Markt steht sogar Eines von 9 Stock.) Doch wo verirre ich mich hin! Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach theils fantasirte ich. Den Abend spielte man Whist und Professor Zelter der zuerst mitspielte sagte: „Whist heißt Du sollst das Maul halten.“ Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir Alle zusammen, auch sogar Goethe der sonst niemals zu Abend ißt. Nun meine liebe hustende Fanny? Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau v. Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte ob er sie wohl hören wollte? Er sagte: Ja ja, sehr gerne; der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen! Heute oder morgen soll er sie hören. Daß ich Lipinski nicht mehr sehen werde, thut mir sehr leid.“

Man ersieht, wie rasch Felix die Befangenheit der ersten Bekanntschaft überwunden und sich in dem Hause des Mannes heimisch gemacht hatte, dem man nur mit der höchsten Ehrfurcht nahte. Wie uns die Zeitgenossen Goethe's Auftreten schildern, den ernstesten langsamen Gang, die kraftvollen Züge, die hochgewölbte Stirn der Apollo das Siegel der Stärke und Weisheit aufgedrückt, das graue reiche Haar, endlich die tiefe Stimme und gemessene Rede: vereinigte sich Alles um den Eindruck der Würde und Feierlichkeit hervorzurufen. Selbst Zelter der für gewöhnlich alle Außerlichkeiten verschmähete pflegte bei Goethe in höchstem Ceremoniel zu erscheinen, das heißt in kurzen schwarzen seidenen

Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen, kurz in einer Tracht die zwar längst außer Mode gekommen war, die aber den Charakter der höchsten Festlichkeit tragen sollte. Goethe selbst hat sich wohl dahin geäußert, er habe sich fremden Besuchern gegenüber eine gewisse „gleichgültige Praktik“ zurechte gelegt; man weiß wie kühl, ablehnend er sich Carl Maria von Weber gegenüber verhielt. Allein dem „kleinen Berliner“ zeigte er so wenig von seiner ministeriellen Würde, er nahm ihn mit so väterlicher Freundlichkeit beim Kopf und herzte ihn, daß der Knabe bald jede Schüchternheit ablegte und daß sein überaus lebhaftes Temperament sich in jugendlicher Frische kund gab. Man erkannte, daß ebenso wohl persönliches Wohlwollen als Interesse an der Kunst des Knaben vorwaltete. In der ersten Gesellschaft die Goethe für die Berliner geladen hatte machte er sich ein Vergnügen daraus Felix' Talent vor den Gästen auf die Probe zu stellen. „Mein Freund Zelter“ sagte er zu Kellstab „hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht. Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten; jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatz das Maximum besitze.“

Die erste Probe welche Goethe dem jungen Künstler auferlegte bestand darin, daß er ihn auf ein von Zelter gegebenes Thema frei fantasiren hieß. Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen gelähmten Fingern ein sehr einfaches Lied in Triolenbewegung: „Ich träumte einst von Hännchen“, dessen Melodie so zahn und trivial als möglich lautete. Felix spielte es nach, ging aber sofort in das wildeste Allegro über und verwand-

delte die sanfte Melodie in eine aufbrausende Figur, die er bald im Bass bald in der Oberstimme nahm und mit neuen reichen Gedanken auf das Kühnste durchflocht. Alles gerieth in Staunen, da die kleine Knabenhand in den Tonmassen arbeitete, die schwierigsten Kombinationen beherrschte und überraschende kontrapunktische Sätze zwischen einem Strom von Harmonieen entwickelte, ohne daß freilich die Melodie dabei sonderlich berücksichtigt ward. Zelter hatte den Grundsatz mit dem Lobe zu fargen, er wollte seinen Schüler vor Eitelkeit und Selbstüberschätzung den „vermaledeiten Feinden alles künstlerischen Fortschreitens“ bewahren. Kaum hatte deshalb der Knabe geendigt so rief er: „Na Du hast wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Bloß!“ In seinem Ton lag die völlige Gleichgültigkeit gegen die Sache; er hegte die pädagogische Absicht einem glänzenden Triumph des Knaben vorzubeugen. Goethe erkannte das wohl; er nahm den Kopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn und sprach scherzend: „Aber damit kommst Du nicht durch, Du mußt noch mehr spielen bevor wir Dich ganz anerkennen.“ So mußte Felix Bach'sche Fugen spielen, die Goethe besonders gern hörte; dann verlangte dieser eine Menuett, und der Knabe rief mit leuchtenden Augen: Soll ich Ihnen die schönste die es in der ganzen Welt giebt spielen? und spielte die Menuett aus Don Juan.

Goethe stand lauschend am Instrument, die Freude glänzte in seinen Augen. Er wünschte nach der Menuett auch die Duvertüre der Oper, doch der kleine Spieler schlug das rund ab und behauptete: „Die läßt sich nicht spielen wie sie geschrieben steht und abändern darf man Nichts daran.“ Dagegen erbot er sich die Duvertüre zum Figaro zu spielen und löste die Aufgabe mit einer Sicherheit und Leichtigkeit, er gab die Orchestereffekte so vortrefflich, machte durch mitgespielte oder deutlich hervorgehobene Stim-

men so viel feine Züge in der Instrumentation bemerkbar, daß die Wirkung eine hinreißende war. Goethe wurde immer heiterer und freundlicher, er trieb Scherz und Neckerei mit seinem kleinen Gast.

„Bis jetzt“ sagte er „hast Du mir nur Stücke gespielt die Du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob Du auch etwas spielen kannst was Du noch nicht kennst.“ Er ging und holte mehrere Blätter geschriebener Noten: „Da habe ich Einiges aus meiner Manuskripten-Sammlung geholt. Nun wollen wir Dich prüfen. Wirfst Du das hier spielen können?“ Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult. Es war Mozart's Handschrift. Der Knabe löste die Aufgabe mit einer Sicherheit, daß es klang, als wisse er das Stück seit Jahr und Tag auswendig. „Das ist noch nichts“ rief Goethe als Alles Beifall spendete, „das könnten auch Andere lesen. Jetzt will ich Dir aber etwas geben, dabei wirst Du stecken bleiben. Nun nimm Dich in Acht!“ Mit diesem scherzenden Ton holte er ein anderes Manuskript hervor und legte es auf das Pult; das sah allerdings sehr seltsam aus. Man wußte kaum, ob es Noten waren oder nur ein liniirtes, mit Tinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix lachte laut auf; „wie ist das geschrieben! wie soll man das lesen!“ rief er aus. Urpöblich aber wurde er ernsthaft; denn da Goethe ihn fragte: „Nun rathe einmal, wer das geschrieben!“ rief Zelter schon indem er dem am Flügel sitzenden Knaben über die Achsel blickte: „Das hat ja Beethoven\*) geschrieben, das kann man auf eine Meile

---

\*) Goethe hatte Beethoven in Teplitz kennen gelernt, jedoch dessen „ungebändigte Persönlichkeit“ nicht recht zu würdigen vermocht. „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht.“ Brief an Zelter. 2. Sept. 1812.



sehen. Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Ärmel über die frischen Noten gewischt. Ich habe viel Manuskripte von ihm! Die sind leicht zu kennen.“ Felix hielt das Auge voll Ehrfurcht unverwandt auf das Manuskript geheftet; leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen edlen Empfindung hervortrug. Aber Goethe wollte die Prüfung scharf stellen und ihm keine Zeit zur Vorbereitung lassen. Er drängte: „Siehst Du, sagt' ich's Dir nicht, Du würdest stecken bleiben. Jetzt versuche, zeige was Du kannst.“ Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied, aber um aus ausgestrichenen, halbverwischten Noten die gütigen herauszufinden bedurfte es einer seltenen Schnelligkeit und Sicherheit des Überblicks. Beim ersten Durchspielen hatte denn auch Felix oft lachend mit dem Finger die richtige Note zu zeigen, die an ganz anderer Stelle gesucht werden mußte, und mancher Fehlgriff ward mit einem raschen „Nein so!“ verbessert. Dann rief er „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen“ und das zweite Mal fehlte auch nicht eine Note. „Das ist Beethoven“ rief er einmal, als er auf einen melodischen Zug stieß der ihm die Eigenheit des Künstlers ausprägen schien, „das ist ganz Beethoven, daran hätte ich ihn erkannt.“ Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Er versteckte sein Lob hinter neckenden Scherz: „Hier hast Du doch gestockt, hier bist Du nicht sicher gewesen,“ aber man merkte ihm an, welche warme künstlerische Freude er über den Triumph des Knaben empfinde.

Als an einem der folgenden Tage das erste Quartett des jugendlichen Komponisten ausgeführt worden war, und Felix selbst, der die Klavierpartie gespielt hatte, in den Garten gesprungen war,

äußerte Goethe zu den mitwirkenden Musikern:\*) „Die musikalischen Wunderkinder sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine so große Seltenheit mehr; was aber dieser kleine Mann im Fantasiren und Primavistaspielen vermag das grenzt an's Wunderbare und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten.“

„Und Du hast doch den Mozart in seinem siebenten Jahr in Frankfurt mit angehört“ sagte Zelter.

„Ja“ erwiderte Goethe „damals zählte ich selbst erst zwölf Jahre und war allerdings, wie alle Welt, höchlich erstaunt über die außerordentliche Fertigkeit desselben; was aber Dein Schüler jetzt schon leistet, mag sich zum damaligen Mozart verhalten wie die ausgebildete Sprache eines Erwachsenen zu dem Vallen eines Kindes.“

Das Gespräch lenkte sich auf das Kompositionstalent des jungen Künstlers. Die Musiker sprachen die Hoffnung aus, daß, da Felix viel selbstständigere Gedanken producire als Mozart in denselben Jahren, man ihm die glänzendste Zukunft weissagen dürfe.

„Möchte es so sein“ sagte Goethe. „Wer aber kann sagen wie ein Geist sich in der Folge entwickeln mag? Wir haben schon so manches viel versprechende Talent falsche Wege einschlagen und unsere große Erwartungen täuschen sehen. Indeß davor wird diesen jungen Geist der Lehrer bewahren, den ihm das gute Glück in Zelter zugeführt hat.“

Zelter wollte das anerkennende Wort nicht recht gelten lassen. „Ich nehme es wohl ernst mit dem Jungen und halte ihn neben seinen eigenen freien Arbeiten immer ernst bei der Stange der strengen kontrapunktischen Studien“ meinte er, „aber wie lange

\*) S. die Erinnerung des Prof. J. C. Lobe. Gartenlaube 1867. Nr. 1 p. 4 ff., sowie Desselben „Consonanzen und Dissonanzen.“ Leipzig 1869.

kann das noch dauern, so entläuft er meiner Zucht. Ich kann ihm ja eigentlich jetzt schon nichts Wesentliches mehr lehren und einmal frei wird sich erst zeigen, wohin seine eigentliche Richtung geht.“ „Ja und überhaupt“ bemerkte Goethe „ist es mit dem Einfluß des Lehrers eine problematische Sache. Das was den Künstler groß und eigenthümlich macht, kann er nur aus sich selbst schaffen. Welchen Lehrern danken denn Raphael, Michel Angelo, Haydn, Mozart und alle ausgezeichneten Meister ihre unsterblichen Schöpfungen?“

Man sieht wie vorurtheilsfrei der Dichter bei aller väterlicher Freundschaft über den „kleinen Berliner“ urtheilte. Er erkundigte sich angelegentlich bei Zelter wie Felix in Berlin erzogen und ob er nicht nach Berliner Art allzusehr „verzärtelt“ werde. Er sah es nicht gern, daß der Knabe von der Gesellschaft auf Händen getragen wurde. Er litt es nicht, daß derselbe zu einem Konzert nach Jena, welches die Studenten veranstaltet hatten, hinüberfuhr, wie er denn überhaupt kein Freund von Konzerten und gewöhnlicher Musik war, und einmal bei Hofe, als ein Klavierspieler eine lange Sonate exekutirte, aufstand und zum Entsetzen der Höflings-schaar sagte: „Wenn es noch drei Minuten dauert, bekenne ich Alles.“ Felix spielte während des Aufenthalts in Weimar weit mehr als gewöhnlich: oft sechs bis acht Stunden den Tag; er ließ sich vor dem Erbgroßherzog, der Großfürstin von Rußland und den Prinzessinnen hören, ja er hatte, wie die Mutter schreibt, die „Dreistigkeit“, vor dem Hof und in Hummel's Gegenwart zu fantasiren. Seine Gmoll-Sonate ward von dem Großherzog wie von Hummel sehr belobt. Die Oberhofmeisterin der Großfürstin fing an ihn zu zeichnen und die Damen trieben es so arg, daß Goethe zu Zelter äußerte: „Die Weiber hier verderben mir noch den Jungen.“ Freilich begegnete es Felix auch einmal, daß er, zu

einem Hofconcert befohlen, im „Welveder“ antichambriren mußte; die Jäger ließen den Knaben nicht vor, so daß er endlich voll Ärger und Ungebuld, statt zu spielen, nach Weimar zurückeilte und seinerseits den Hof auf sich warten ließ. Dafür mußte er sich eine väterliche Strafpredigt von Seiten des Herrn Geheimrathes wohl gefallen lassen.

Der Kleine Berliner war binnen Kurzem der Liebling des Goethe'schen Hauses geworden. Oft wenn er gerade am Flügel gefessen und beliebte Tonstücke wie „Treibt der Champagner“, Lieder von Eberwein, den „treuen Tod“ von Körner, den Triangelwalzer, der natürlich damals in der Philhellenenzeit Ppsilantiwalzer hieß, zu einer Fantasie durch einander geflochten hatte, sprang er gleich darnach auf, und jagte sich muthwillig mit den jüngeren Damen durch das Zimmer. Einmal neckte er eins der Hoffräulein mit einem Blasebalg, den er irgendwo am Kamine aufgefunden, und blies ihr muthwillig in die Locken — ohne daß man ihm böse ward. „Wenn Du mich für klein Zaches hältst, so ist Doris Rosabelverde, denn sie ist es die mich unbändiges Pferd striegelt“ schrieb er an die Schwester Fanny nach Berlin.

Da man sich dem poetischen Lusthauch in Weimar nun einmal nicht entziehen konnte, so waren Gesellschaftsspiele mit Versen an der Tagesordnung; der Knabe dichtete mit den Damen um die Wette sogenannte Routs-rimés, und in jugendlicher Redheit rief man Goethe, den Meister selbst, zum Schiedsrichter über den Werth dieser Knittelverse an.

Goethe aber hatte seine Freude an dem übermüthigen Treiben der Jugend; er wollte den Berliner Besuch so bald nicht ziehen lassen und verwies es dem Freunde Zelter ernstlich als derselbe nach vierzehn Tagen zur Heimkehr mahnte.

„Alle Nachmittage“ berichtet Felix „macht Goethe das Streicherische

Instrument\*) mit den Worten auf: Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor, und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin, (ich fantasire gewöhnlich) so bitte ich mir einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem Reichthum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Wüsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß seine Figur imposant ist kann ich nicht finden; er ist eben nicht viel größer als der Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreisen. Sonnabend war Adele Schopenhauer die Tochter bei uns und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir Alle hingehn und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein Paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehn und wieder zu kommen und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er Alles nach Goethe's Willen thun wird. Nun wurde Goethe von Allen bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand und wer da nicht

\*) Vgl. Tag und Jahreshefte: „Durch die kenntnisreiche Sorgfalt eines längstbewährten Freundes, Hofrath Kochlik, kam ein bedachtsam geprüfter Streicher'scher Flügel von Leipzig an; glücklicherweise: Denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchst Bewunderung erregenden Jüngling Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik nie hätten gewahr werden können.“

ankommen konnte der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube wir hätten ihn zu Hause begleitet wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede.

„Übrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so that Alles dies zusammen die gute Wirkung.“

So war denn beschlossen den Aufenthalt zu verlängern, noch weiter zu musiciren, zu dichten und heitere Tage zu genießen. „Nicht wahr wenn Goethe mir sagt: ‘Mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft, da mußt auch Du uns vorspielen’ da kann ich nicht sagen: Nein? . . . ‘Ach, wer bringt die schönen Tage’ hat Goethe gehört und sagte zu mir, ‘höre mal, das Lied ist sehr hübsch.’“\*)

Felix hatte dem Dichter erzählt, die Schwester Fanny beklage sich über Mangel an komponirbaren Texten. Da brachte Goethe eines Tages ein eigenes für Fanny gedichtetes Lied: „An die Entfernte.“ Es lautet:

„Wenn ich mir in stiller Seele  
Singe leise Lieder vor:  
Wie ich fühle, daß sie fehle,  
Die ich einzig ausserkor.  
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge  
Was ich ihr so gern vertraut;  
Ach! aus dieser Brust und Enge  
Drängen frohe Lieder laut.“

„Gieb das dem lieben Kinde“ sagte Goethe zu Zelter, indem er ihm diese Verse einhändigte, die übrigens Fanny bei aller Hochschätzung des Manuscriptes \*\*) nie zu komponiren versucht hat.

\*) Brief vom 14. November an die Eltern. Die bisher ungedruckte Komposition des Gedichtes von Fanny Mendelssohn, nicht zu verwechseln mit der bekannten späteren Komposition meines Vaters.

\*\*) Dasselbe befindet sich jetzt im Besitz ihres Sohnes Sebastian Hensel auf Groß-Barthen bei Königsberg, dem ich obige Mittheilung verdanke.

Es ist charakteristisch, daß der zwölfjährige Knabe sich bei aller Ehrfurcht vor dem Dichter-Heros in der Freiheit seines Urtheils nicht beirren ließ. Über die von Goethe enthusiastisch gepriesene polnische Klaviervirtuosin Szymanowska\*) schreibt er: „Die Szymanowska wird über Hummel gesetzt. Man hat ihr hübsches Gesicht mit ihrem nicht hübschen Spiel verwechselt,“ und da er mit Goethe's Hausfreund Riemer zu Mittag essen mußte, „ward ihm dabei ganz griechisch zu Muth“, und er schilderte den großen Lexicographen in aller Unterthänigkeit folgendermaßen: „Das Lexiconmächen ist ihm gut angeschlagen. Er ist dick, fett, glänzend wie ein Prälat oder ein Vollmond.“ Hätte Goethe diese und ähnliche Äußerungen seines kleinen Berliner Gastes gehört, so würde er wohl von Neuem das Urtheil über die Berliner bestätigt haben das er gegen Eckermann fällt: „Es lebt, wie ich an Allem merke, in Berlin ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delicateffe nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß um sich über Wasser zu halten.“ Zum Abschied gab er dem jungen Freunde beim Dessert ein rothes Kästchen, worin Felix zu seiner freudigen Überraschung ein Silbermedaillon mit dem Bilde des Dichters von Borry vorfand.

Als der junge Reisende nach Berlin zurückkehrte erschien er durch alle erhaltenen Eindrücke und Aufregungen noch zehnmal lebendiger als zuvor. „Den ersten Tag“ schreibt die Mutter „konnte man ihn einem Vulkan vergleichen, er sprudelte von Humor. Zelter hatte ihm unterwegs empfohlen langsam und deutlich zu sprechen, aber Du kannst denken, wie er das bei seiner ungeheuren Lebhaft-

---

\*) Ihr hat später die Antwort auf die Frage: „Wer beschwichtigt bekommenes Herz, das allzuviel verloren?“ in der „Ausöhnung“ gegolten. B. v. Bod Goethe in seinem Verhältniß zur Musik Berlin 1871. S. 53.

tigkeit gehalten. Aus 14 Tage Abwesenheit sind volle vier Wochen geworden, von denen 16 Tage in Goethe's Haus verlebt ihm gewiß unvergeßlich bleiben. Zelter und Doris konnten nicht genug von der Sensation erzählen, die er in Weimar erregt hat."

Das Herannahen des Weihnachtsfestes bot Felix Anlaß dar, sich den Weimarer Freunden auf heitere Weise in's Gedächtniß zu rufen. Auf Ottiliens Wunsch sandte er seinen Spielfkameraden Wolf und Walter einen Waldteufel, das knarrende Lieblingsinstrument der Berliner Straßenjugend, und begleitete die Sendung durch einen Brief, den er „ein Waldteufel“ überschrieb.

Ein Waldteufel. \*)

Hier schicke ich Ihnen den Waldteufel. Sie befehlen — es geschieht. Haben Sie die Güte ihn meinen allerliebsten kleinen Kameraden als ein kleines Weihnachtsgeschenk zu geben. Doch möchte ich Ihnen ratthen diesen Brummentesfel mit Vann zu bestricken, denn in der Stube gewährt er keinen Ohrenschaus; im Freien, auf dem Berliner Weihnachtsmarke, wo man diese Lärmmacher zu Hunderten findet, und hört, geht das Gebrumme noch eher an. Ich wünschte wohl (aus purem Eigennutz) Sie wären hier, und könnten sich von der Wahrheit überzeugen. Waltern würde der Markt, die Lichter, das Spielzeug, das Geknarre, Geknurre, Gebrumme, Geschrei, der Waldteufel und Kinder nicht übel gefallen. Und wenn der Herr Kammerrath den berühmten Pflanti überbrüssig werden will: er komme nur nach Berlin, und gehe auf den Weihnachtsmarkt, da hört man ihn mit und ohne Variationen. Ihm möchte wohl die Freude auf allen Gesichtern, sowohl der Geber als der Empfänger das liebste beim ganzen Spaß sein. Dies Jahr würden Sie gerne auf den Markt gehen, da er dies Jahr sehr glänzend ist, und da wir bis heute, den 20sten December, noch nicht mehr als einen Grad Kälte gehabt haben.

So weit der Berliner Weihnachtsmarkt.

Volti Subito.

Was macht ganz Weimar?

Welche wichtige Frage..

Der Geburtstag meines Vaters war den 11ten dieses. Wir schenkten was in unseren Kräften stand. Alle Freunde schenkten auch. Doch ein Geschenk

---

\*) Mitgetheilt von Professor Nohl nach dem Original auf der Hofbibliothek in Carlsruhe.



übertraf alle, wie natürlich. Der Brief des Herrn Geheimrath kam diesen Tag an. Daß er zuweilen des Nachmittags eine kleine Wendung des Kopfes macht, kann ich mir kaum schmeicheln, wäre ja viel zu viel Ehre für meine Krabbeleien, und trotz seiner Güte kann ich es kaum glauben. Dürft ich wohl wagen ihn an das versprochene Blättchen für mein Buch zu erinnern?

Tausend Grüße für Fräulein Adele.\*) Wir freuen uns alle auf den Festen wie auf Heilig-Abend, wenn ich mich dieses matten unpoetischen Gleichnisses bedienen darf. Jeder der zu uns kommt muß die Tonleiter sehn (also bewundern, mich also beneiden). Barnhagen sah es dieser Tage, und fuhr ein wenig zurück. Doch nach einiger Zeit brachte er meiner Schwester eins, das ein Gegenstück zum Ihrigen sein soll. Fein ist es sehr, wie alles was er schneidet, doch in Rücksicht auf die Gruppierung und besonders auf die Idee steht es dem Ihrigen weit, weit nach.

Empfehlen Sie mich doch Herrn und Mad. Eberwein; hätte ich Ohren, die bis nach Weimar hören, ich würde Sie um Mitternacht bitten.

Grüßen Sie, wenn ich bitten darf, den Wolf von

Ihrem

ergebenen

F. Mendelssohn.

[Adresse:] Ihrer Hochwohlgeboren  
der Frau Kammerräthin  
v. Goethe geboren v. Pogwisch  
zu Weimar.  
Nebst einer kleinen Schachtel  
in Wachsleinwand gez. v. G.  
enthaltend Spielsachen. franco.

Das versprochene Blättchen für das Stammbuch ließ nicht lange auf sich warten. Adele Schopenhauer und Goethe vereinigten sich

\*) Fräulein Adele Schopenhauer besaß in hohem Grade die Kunst aus Papier auszuschnelden. Sie fertigte für Felix eine „Jakobs Himmelsleiter“ d. h. sie schnitt auf Rosapapier zwei Reihen Notenlinien und über diesen auf- und niederschwebende Engel aus. Unter der Leiter hatte sie Wolken und noch tiefer eine schlafende Figur, das Profil nach oben, der Leiter zugewandt, angebracht. Auf der Rückseite standen die Worte: „Jakob sah im Traum eine Himmelsleiter, und von ihr stiegen die Engel herab zur Erde; die Leiter steht noch immer auf der Erde und die hinauf- und herabschauenden Engeln sind die Noten, die den Himmel der Töne bringen.“ Barnhagen v. Ense, der eine ähnliche Kunstfertigkeit, wie Adele, besaß, wurde durch das kleine Schopenhauer'sche Meisterstück angeregt für Fanny Mendelssohn Bartholdy einen Korb mit Blumen auszuschnelden, welche von Eisen umschwärmt werden.

dem Berliner Freunde eine heitere Überraschung zu bereiten. Adele schnitt in ihrer zierlichen Weise auf Rosapapier ein geflügeltes Steckenpferd aus, welches von einem bekränzten und geflügelten kleinen Genius geritten wird. Darunter hatte Goethe mit peinlich kalligrafischen Zügen die Verse geschrieben:

„Wenn über die ernste Partitur  
 Quer Steckenpferdchen reiten,  
 Nur zu auf weiter Ebne Hur,  
 Wirft Manchem Lust bereiten  
 Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück.  
 Wir wünschen Dich allesammt zurück.“

Weimar, den 20. Januar 1822.

Goethe. \*)

Der Antheil, den der Dichtergreis an dem jugendlichen Musiker genommen, blieb fortan gleich lebendig. „Auch Felix“ schrieb er den 5. Februar 1822 an Zelter „sag' ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt, ein einziger Versuch ihn wieder zu erwecken, wäre beinahe mißlungen.“

Im Herbst 1822 ward der Besuch bei Goethe in Begleitung der Eltern wiederholt, die sich bei dieser Gelegenheit freudig davon

\*) Im Manuscript zeigt nur die Unterschrift „Goethe“ Freiheit und Kühnheit der Handschrift. Es befindet sich noch eine zweite Silhouette Adelsens neben „Byche's Steckenpferdchen“. Eine sorgfältig mit Frack, Jabot und Kniehosen bekleidete Figur verbeugt sich, den Hut in der Hand tief und steif, sie trägt die Bügse Goethe's und auf dem Nacken sitzt ihr ein kleiner geflügelter Genius, der die Hände nach vorn streckt und ihn „krabbelt“. Beide Silhouetten, sowie das Manuscript der Goethe'schen Verse und die „Jakobshimmelsleiter“ sind noch in den Albums meines Vaters vorhanden. Ebenfalls befindet sich das Manuscript der Verse „Zwar die vierundzwanzig Ritter“ bis „und besonders aber eine, welche wir zu segnen kamen,“ ferner das später erwähnte Manuscript aus dem II. Theil des „Faust“ und endlich eine Federzeichnung Goethe's. Dieselbe stellt einen griechischen Tempel vor, von dessen Stufen eine Person mit einer Leier niederschwebt. Der Tempel erinnert an den sonderbaren Bau, den Goethe im Weimarer Park hat auführen lassen. An ihn schließt sich das Meer, über dessen Fläche man von ferne die Spitzen irgend einer Insel ragen sieht. Vor dem Tempel im Graje sitzt eine nachdenkliche griechische Frauengestalt. —

überzeugten, wie rasch und sicher ihr Sohn die Herzen gewonnen hatte.

„An Goethes und Schopenhauers“ schreibt die Mutter „machten wir herrliche unvergeßliche Bekanntschaften. Mit inniger Mutterfreude sah ich, daß Felix sich unter den vorzüglichen Menschen ungemein beliebt gemacht hatte und gerne verdanken ihm die glücklichen Eltern die ausgezeichnete Güte mit der sie aufgenommen wurden. Goethe der Bornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild freundlich ja väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasirt hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben und er öffnete es ihm mit den Worten: ‚Komm' und wecke mir all' die geflügelten Geister, die lange darin geschlummert'.

„Und ein andermal: 'Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so kenne die bösen Träume durch Dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach Dir werfen.' Findest Du das nicht von einem 73jährigen Greis allzurührend? Felix, der sonst ziemlich gleichgültig gegen Lob erscheint, ist mit Recht auf Goethe's Neigung stolz, und solch Gefühl kann ihn nur veredeln und heben. Auch gegen Fanny war er sehr gütig und herablassend; sie mußte ihm viel Bach spielen und seine von ihr komponirten Lieder gefielen ihm außerordentlich, so wie ihn überhaupt erfreut sich in Musik gesetzt zu sehen.“

Zelter hatte die Genugthuung auch in den folgenden Jahren Erfreuliches über Felixens Fortschreiten an Goethe zu berichten:

„Mein Felix“ schreibt er den 11. März 1823 „hat sein fünfzehntes Jahr angetreten. Er wächst unter meinen Augen. Sein erstaunliches Klavierspiel darf ich ganz als nebenher ansehen. Auf der Violine kann er gleichfalls Meister werden. Von seiner vierten Oper ist der zweite Akt fertig. Alles gewinnt Gelegenheit, kaum fehlt noch Stärke und Macht; alles kommt von Innen und das Äußerliche seiner Zeit berührt ihn auch nur äußerlich. Denke Dir meine Freude, wenn wir's erleben daß der Knabe lebt und erfüllt, was seine Unschuld verspricht.“

„Gestern“ berichtet er unter dem 8. Februar 1824 „ist Felixens vierte Oper vollständig nebst Dialog unter uns aufgeführt worden. Es sind drei Akte, die nebst zwei Balleten etwa drittheil Stunden füllen. Das Werk hat seinen hübschen Beifall gefunden. Von meiner schwachen Seite kann ich meiner Bewunderung kaum Herr werden, wie der Knabe der seihen funfzehn Jahre geworden ist mit so großen Schritten fortgeht. Neues, Schönes, Eignes, Ganzignes ist überall zu finden. Geist, Fluß, Ruhe, Wohlklang, Ganzheit, Dramatisches. Das Massenhafte wie von erfahrenen Händen. Orchester interessant; nicht erdrückend, ermüdend; nicht bloß begleitend. Die Musci spielen es gern, und ist doch eben nicht leicht. Das Bekannte kommt und geht vorüber, nicht wie genommen, vielmehr an seiner Stelle willkommen und zugehörig. Munterkeit, Jubel ohne Hast, Zärtlichkeit, Zierlichkeit, Liebe, Leidenschaft, Unschuld. — Die Ouvertüre ist ein sonderbares Ding. Du denkst Dir einen Maler der einen Klecks Farbe auf die Leinwand schmeißt, die Masse mit Finger und Pinsel austreibt, woraus zuletzt eine Gruppe an den Tag kommt, daß man fort und fort überrascht sich nach einer Begebenheit umsieht, weil ja gesehn

sein muß was wahr ist. . . . Freilich spreche ich wie ein Großvater der seine Enkel verzieht. Ich weiß wohl was ich gesagt habe und will nichts gesagt haben, als was ich zu beweisen wüßte. Zuerst durch Beifall in Menge, den man am aufrichtigsten durch Orchesterleute und Sänger einholt; denen man bald abmerkt, ob Kälte oder Widerwillen oder Liebe und Gunst Finger und Kehlen bewegt. Du mußt ja so was wissen. Wie der Mund gefällt, der dem andern zum Munde redet, so der Komponist, welcher dem Ausführenden vorlegt, was ihm gelingen kann und dieser mitgenießend weiter vertheilt. Das allein will schon Alles sagen.

„Daß Dir meine Relation über Felixens Fortschritte Wasser auf meine Mühle sein würde durfte ich hoffen.

„Du kennst ja das Elend mit den Meisterschulen länger als ich: Große Intentionen, kleines Talent, gewaltige Mittel um nichts — das sind die Übel und da ist man froh, wenn sich Einer findet, der macht was er machen kann und immer bei Vorrath ist, es mag herauskommen, was da will.“

„Heute“ heißt es in einem Brief vom 26. Dezember 1824 „läßt mein Felix sein neuestes Doppelloungert hören. Der Junge steht auf einer Wurzel, die einen gesunden Baum ankündigt. Das Eigene kommt immer mehr an den Tag und amalgamirt sich so gut mit dem Zeitgemäßen, aus dem es wie ein Vogel aus dem Ei herausfieht.“

Im Frühjahr 1825 ging Felix mit seinem Vater nach Paris, um bei Cherubini anzufragen, ob er die Musik zum Lebensberuf wählen solle. In den Pariser Künstlerkreisen war Cherubini eine einsame gefürchtete Größe geworden; man zitterte vor seinen boshaften Sarkasmen. Halévy machte den Berliner Anfänglingen Angst vor ihm und sagte ihnen, es gebe Tage wo gar Nichts aus Cherubini herauszukriegen sei. Einen jungen Musiker der ihm

etwas vorgespielt, hatte er gefragt. „Können Sie vielleicht gut malen?“ zu einem Andern hatte er gesagt: *Vous ne ferez jamais rien!* Wenn Halévy selbst ihm etwas zeigte und Cherubini sagte Nichts, und schnitt auch keine Grimasse, so mußte es etwas ganz Vortreffliches sein. Nur ein einziges Mal nachdem Halévy ihm seine Oper „die Südin“ vorgespielt, hatte der böse alte Maëstro geäußert *«C'est bien, mais c'est trop long, il faut couper.»*

Felix hatte damals das Hmoll-Quartett für Klavier und Streichinstrumente vollendet, welches er Goethe zu widmen gedachte. Man wird begreifen, welch ein Aufsehen es unter den Pariser machte als Cherubini, nachdem ihm dies Quartett — noch obendrein „auf das Schändlichste“ — von französischen Künstlern vorgespielt worden war, lächelnd auf Felix zukam und ihm zunickte. Dann wandte er sich zu den Umstehenden mit den Worten: *Ce garçon est riche, il fera bien, il fait même déjà bien, mais il dépense trop de son argent, il met trop d'étoffe dans son habit.* Alle behaupteten, so etwas sei unerhört, zumal als Cherubini noch hinzufügte: *je lui parlerai, alors il fera bien.* Halévy, der nicht zugegen, wollte hernach absolut nicht glauben, daß Cherubini so mit einem jungen Musiker gesprochen haben könne.

Wir aber dürfen es nur begreiflich finden, daß derjenige, der den Künstlersegen Goethe's empfangen hatte, sich vor Cherubini nicht zu fürchten brauchte. Die Urtheile des Sechzehnjährigen über den gefürchteten Maëstro und über die Pariser Musikzustände im Allgemeinen deuten auf entschiedene Selbstständigkeit und Eigenkraft. Er vergleicht Cherubini mit einem „ausgebrannten Vulkan, der noch zuweilen sprüht, aber ganz mit Asche und Steinen bedeckt ist.“ In dem Kyrie das er während seines Pariser Aufenthalts für Cherubini anfertigte, wagte er sogar die Kompositionsweise des gefürchteten alten Maëstro zu ironisiren. „Der brave Junge“ meinte Zelter

„hat das Stück fast ironisch in einem Geiste verfaßt der, wenn auch nicht der rechte, doch ein solcher ist den Cherubini stets gesucht und, wenn ich nicht sehr irre, nicht gefunden hat.“

Felix empfand den Beruf des deutschen Künstlers in der Brust. Deshalb wandte er sich von dem Pariser Treiben ab und tabelte den Mangel an musikalischem Ernst und wahrer Begeisterung für die Kunst, der unter den französischen Musikern herrschte.

„Ich hoffte hier die Vaterstadt der Musik, der Musiker und des musikalischen Geschmacks zu finden, aber, meiner Tren, so ist's nicht. Die Salons, obwohl ich von denen nicht viel erwartete, sind ennuyant, lieben nichts als frivole Musik und Coquetterien und nichts Ernstes und Solides. Die Orchester (ich habe das der Oper und der académie royale gehört) sind recht gut, aber keineswegs vortrefflich und endlich die Musiker selbst sind theils verrocknet, theils schimpfen sie wie Kohrsperlinge auf Paris und Pariser.

In der neulichen Sonntagsmusik bei Tremont hörte ich Urbahn Variationen auf der Bratsche spielen. Er stimmt sie anders, wie die gewöhnlichen Bratschen, nämlich *fe, fe*. Das macht für ein Mal hören guten Effekt, aber es ist doch eine schlechte Idee, denn nun verliert das Instrument die Tiefe der Bratsche ohne die Höhe der Geige zu bekommen und ist offenbar nur für *Fdur* und allenfalls *Cdur* praktikabel. Endlich spielte Kalkbrenner ein neues Sextett aus *Amoll* von seiner Komposition. Klarinett, Cello und Contrabaß begleiten das herrschende Piano. Es sind einige hübsche Sachen darin, aber die meisten sind aus dem Hummel'schen Septett genommen, auf welches das Stück überhaupt gepropft ist. Er spielte sehr gut, aber wegen der fürchterlichen unausstehlichen Hitze nicht ganz sicher. Kurz vorher sagte er zu Herz süß lächelnd: „spielen Sie für mich, ich gebe Ihnen wahrhaftig 10 sous.“ Aber Herz

streich lächelnd seinen schwarzen Backenbart und sagte lächelnd: „ne, das würde dem Publikum nicht angenehm sein.“ „Bitte“ sagte Kalkbrenner lächelnd.

Gestern waren wir im Feydeau und sahen den letzten Akt einer Oper von Catel l'Aubergiste und Léocadie von Auber. Das Theater ist geräumig, freundlich und hübsch, das Orchester ist recht gut; wenn auch die Geigen nicht so vortrefflich sind, wie die der Opera buffa, so sind doch die Fäße und Blase-Instrumente, auch das Ensemble besser als da; auch wird in der Mitte dirigirt. Die Sänger und Sängerinnen singen ohne Stimme, doch nicht übel, spielen lebhaft und schnell und so geht das Ganze recht gut zusammen. Aber nun die Hauptsache, die Komposition. Von der ersten Oper will ich nicht sprechen, denn ich hörte nur die Hälfte und die war matt und kraftlos, aber doch nicht ohne hübsche leichte Melodie; aber die berühmte Léocadie vom berühmten Auber — so etwas Erbärmliches kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Das Sujet ist aus einer schlechten Novelle von Cervantes, schlecht zu einer Oper umgearbeitet, und ich hätte nicht geglaubt, daß ein so gemeines, unziemliches Stück auf dem Theater der Franzosen, die doch sehr feines Gefühl und richtigen Takt haben, sich nicht nur halten, sondern in kurzer Zeit 52 Mal gegeben werden könne. Zu dieser Novelle aus Cervantes' wilder Periode hat Auber eine zahme Musik gemacht, daß es ein Sammer ist. Ich spreche nicht davon, daß keine Masse, kein Leben, keine Originalität in der ganzen Oper zu finden, daß sie aus Reminiszenzen, abwechselnd aus Cherubini und Rossini zusammengesetzt ist, ich spreche nicht davon, daß nicht der geringste Ernst, nicht ein Fünkchen Leidenschaft, keine Kraft, keine Wärme d'rin ist, nicht davon, daß in den entscheidenden Augenblicken die Sänger Gurgeleien und Trillerchen und Passagen machen müssen, aber Instrumentiren was jetzt so leicht geworden ist,



da die Partituren von Haydn, Mozart und Beethoven verbreitet sind, Instrumentiren sollte doch wenigstens der Liebling des Publikums, der Schüler Cherubini's, ein Mann mit grauen Haaren können! Auch das nicht. Denk Dir, daß in der ganzen an Musikstücken reichen Oper vielleicht drei sind, in denen die kleine Flöte nicht die Hauptrolle spielt. Die Overtüre fängt mit einem Tremulando der Saiteninstrumente an und alsbald kommt die kleine Flöte auf dem Dach und das Fagott im Keller und dudeln eine Melodie dazu. Im Allegro-Thema machen die Saiteninstrumente die spanische Begleitung und die kleine Flöte dudelt wieder eine Melodie; Leocadiens erste melancholische Arie, *pauvre Léocadie il vaudroit mieux mourir*, wird von einer kleinen Flöte angemessen begleitet; die kleine Flöte malt des Bruders Wuth, des Liebenden Schmerz, der Bauernmädchen Freude, kurz das Ganze ließe sich vortrefflich für zwei Flöten und Maultrommel ad libitum einrichten. O weh!

Du schreibst mir auch, Fanny, ich solle mich zum Befehrer aufwerfen und Onslow und Reicha Beethoven und S. Bach lieben lehren; das thue ich schon ohne das, so weit es geht. Aber bedenke liebes Kind, daß die Leute hier keine Note aus Fidelio kennen, daß sie S. Bach für eine recht mit Gelehrsamkeit ausgestopfte Perrücke halten. Neulich spielt' ich auf Kalkbrenner's Begehr die Präludien aus E- und Amoll für die Orgel. Die Leute fanden beide wunder lieblich und Einer bemerkte, der Anfang des Amoll-Präludium habe auffallende Aehnlichkeit mit einem beliebten Duett von Monsigny (französischer Opernkomponist), mir wurde grün und blau vor den Augen.

Neulich habe ich bei Madame Kiené mein Quartett aus Hmoll mit Baillot gespielt. Baillot fing zerstreut, sogar nachlässig an, aber bei einer Stelle im ersten Theil des ersten Stücks kam er in's

Feuer und spielte den Rest des ersten und das Adagio sehr kräftig und gut, aber dann kam das Scherzo. Da mußte ihm wohl der Anfang gefallen und nun fing er an zu spielen und zu laufen; die andern immer hinter d'rein, ich wollte sie halten, aber halt' Einer ein Mal drei Franzosen die durchgehen. Und so nahmen sie mich mit, immer toller und toller und schneller und stärker, besonders hieb Baillot bei einer Stelle am Ende, wo das Thema des Trios in der Höhe gegen den Takt kommt, ganz fürchterlich ein und als er vorher einen Fehler mehrere Male machte, wüthete er ordentlich gegen sich selbst. So wie es aus, sagte er mir kein Wort als: »encore une fois ce morceau«. Nun ging's glatt, aber noch wilder als das erste Mal. Im letzten Stück war nun aber gar der Teufel los. In der Stelle ganz am Ende, wo das Thema in Hmoll noch ein Mal ganz fortissimo kommt, raste Baillot wirklich fürchtbar in die Saiten, ich bekam vor meinem eigenen Quartett Furcht und so wie es aus war, kam er auf mich zu, wieder ohne ein Wort zu sagen und umarmte mich zwei Mal als wolle er mich erdrücken. Auch Kóde war sehr zufrieden und sagte mir lange nachher auf einmal: „brav, mein Schatz“ auf deutsch . . . Fanny, Du schreibst mir von Vorurtheilen und Befangenheit, von Brummen und Schuhismus, vom Lande, wo Milch und Honig fließt, wie Du dies Paris nennst. Besinne Dich doch, ich bitte Dich, bist Du in Paris oder bin ich es. Da muß ich's doch besser kennen als Du! Ist es meine Art, von Vorurtheilen befangen über Musik zu urtheilen? Wäre sie das aber auch, ist Kóde befangen, wenn er mir sagt: »c'est ici une degradingolade musicale«, ist Neukomm befangen, wenn er sagt: »c'est pas ici le pays des orchestres«, ist Herz befangen, wenn er sagt: „hier kann das Publikum nur Variationen verstehen und goutiren“, und sind zehntausend andere befangen die auf Paris schimpfen? Du bist zu befangen, daß Du

meinen unpartheißchen Berichten weniger glaubst, als einer lieblichen Vorstellung von dem Eldorado Paris die Du Dir gebildet hast. Nimm den Constitutionnel zur Hand, was gibt man in der italienischen Oper anders als Rossini, nimm den Musikkatalog zur Hand, was kommt heraus, was geht ab, als Romanzen und Potpourris. Komm doch nur erst her und höre Alceste, höre Robin de Bois, höre die Soirées, höre die Musik in der königlichen Kapelle und dann urtheile, dann schilt, aber nicht jetzt, wo Du von Vorurtheilen befangen und gänzlich geblendet bist. Nun verzeihe mir dies Allegro feroce . . . Ich habe dieser Tage ein Kyrie gemacht à 5 voce und grandissimo Orchester, das an Dickigkeit alles übertrifft was ich je komponirt. Es kommt auch ziemlich viel Pizzicato darin vor und was die Posaunen betrifft, so ist auf eine gute Lufröhre der Bläser gerechnet.“\*)

Diese Schilderung des französischen Musiklebens ist charakteristisch. Sie zeigt, welche strenge künstlerische Richtung der sechszehnjährige Musiker eingeschlagen, wie entschieden er, im Geiste Goethe's, Diejenigen verurtheilte, die in der Kunst nur ein Mittel sahen. Felix verweilte vom 23. März bis zum 19. Mai in Paris; auf der Rückreise nach der Heimath ward ein kurzer Besuch in Weimar abgestattet, worüber Goethe an Zelter berichtet: „Herr Mendelssohn verweilte auf seiner Rückreise allzukurze Zeit. Felix producirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohl gethan. Felix hat den Frauenzimmern von den Pariser musikalischen Verhältnissen einiges erzählt, was den Augenblick sehr charakterisirt.“ Um für die Widmung des Hmoll-Quartetts zu danken, sandte Goethe bald darauf dem jungen Freunde „ein schönes

\*) Briefe an die Eltern vom 18. 22. April 1825.

Liebeschreiben“ wie Zelter es nannte. Dasselbe lautete: „Du hast mir mein theurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; obschon angekündigt überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt sodann der allerherrlichste Einband wetteifern mit einander die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben Deine staunenswürdigen Thätigkeiten in Gegenwart zu bewundern. Empfehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister. Möge mein Andenken in solchem Kreise immerfort lebendig dauern. Weimar, 18. Juni 1825. Treulich  
F. W. Goethe.“

Goethe's freundliche Theilnahme spornte den jungen Künstler zu rastlosem Fortarbeiten an. Er vollendet die fünfte Oper, er komponirt ein Oktett für acht obligate Instrumente, „er faßt“ sagt Zelter „seine Zeit bei den Ohren und führt sie. Daneben hat er seinem braven Hauslehrer Heye vor einigen Wochen ein artiges Angebinde überreicht; er hat nämlich ganz für sich allein ein Terrenzisches Lustspiel: Das Mädchen von Andros metrisch übersetzt, worin recht gute Verse sein sollen. Denn gesehn habe ich sie noch nicht. Er spielt das Klavier wie der Teufel und auf Streichinstrumenten ist er nicht zurück; dabei ist er gesund, stark und schwimmt ganz artig stromauf.

Sie haben ihm in der musikalischen Zeitung seine Quartetten und Symfonien etwas kühle recensirt was ihm nicht schaden kann; denn diese Recensenten sind auch junge Burschen, die den Hut suchen, den sie in der Hand haben. Und wer sich nicht erinnerte wie vor vierzig Jahren Gluck's und Mozart's Stücke beurtheilt

wurden, möchte untröstlich sein. Was solchen Herren nie zu Sinn gekommen wäre, darüber fahren sie frisch hin und nach einem Backsteine wollen sie das Haus taxiren. Und was ich ihm eben zugestehen muß ist, daß er stets aus dem Ganzen und auf's Ganze arbeitet und alles Angefangene vollendet, es mag ausfallen wie es will; weshalb er denn auch keine besondere Zärtlichkeit für das Fertige blicken läßt. Allerdinge fehlt es nicht an heterogenem Gestein, das jedoch der Strom abfährt, wiewohl gemeine Fehler und Schwächen selten sind.“\*)

„Nun will ich Dich freundlich ersucht haben“ schreibt Goethe als Felix ihm seine „Andria“ übersandt hatte, „dem trefflichen thätigen Felix schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster ästhetischer Studien, seine Arbeit soll den Weimariſchen Kunstfreunden in den nächst zu erwartenden langen Winterabenden eine besondere Unterhaltung sein.“

„Mein Felix“ fährt Zelter unter dem 20. Februar 1827 zu berichten fort „hat einen Ruf nach Stettin angenommen um daselbst seine neuesten Arbeiten aufzuführen und ist am 16. dieses dahin abgegangen. Das Kerſchen hat am 3. dieses sein neunzehntes Jahr erreicht und seine Produktionen nehmen an Reife und Eigenheit zu. Seine letzte Oper, die einen ganzen Abend füllt, steht beim königlichen Theater schon seit länger als Jahr und Tag in der Geburt und kann das Licht nicht erreichen; wogegen manches französische Gemoos oder Gepiß in Scene gesetzt wird und kaum die zweite Vorstellung erlebt. Da wir jung sind und uns sonst alle Vortheile entgegenkommen um welche sich mancher Andere den besten Theil des Lebens abquälen muß so kann das so sehr nicht schaden, wenn ich nicht zu wünschen hätte, daß er bei seinem Fleiße sobald

als möglich über unsere Zeit hinauswüchse, der man doch gefällig sein soll, man mag wollen oder nicht; und das wäre etwas was ich ihm noch nutzen könnte, wenn ich ihn mehr und mehr auf sich selbst zurückweise.“

Im Sommer 1827 ward Felix an der Berliner Universität immatriculirt, er hörte die Vorlesungen von Gans, Ritter, Richtenstein und Hegel. „Hegel“ schreibt Zelter an Goethe „hält eben mit seinem Kollegium bei der Musik, was ihm Felix recht gut nachschreibt und wie ein loser Vogel höchst naiv mit allen persönlichen Eigenheiten zu reproduciren versteht. Dieser Hegel nun sagt: Das sei keine rechte Musik, man sei jetzt weiter gekommen, wiewohl noch lange nicht auf das Rechte. — Das wissen wir nun so gut oder nicht wie Er, wenn er uns nur musikalisch erklären könnte, ob er schon auf dem Rechten sei. Und so wollen wir immer unterdessen piano und sano gehn wie uns der Gott es eingiebt, dem wir alle dienen. Denn wir wissen ja alle nicht was wir beten sollen und thun immer dazu und so mögen die Andern auch thun.“

Goethe folgte dem Entwicklungsgang, den Zelter in seiner originellen Weise schilderte mit lebhaftem Antheil. Als er vernommen, wie unter Felixens Leitung am 11. März 1829 zum ersten Mal nach fast hundertjähriger Vergessenheit das Bach'sche Riesenwerk, die Passion zur Aufführung kam, schrieb er dem Freunde: „Es ist mir als wenn ich von ferne das Meer brausen hörte. Dabei wünsch' ich Glück zu so vollendetem Gelingen des fast Undarstellbaren. Was Du an Felix erlebst gönne' ich Dir von Herzen, mir ist es unter meinen vielen Schülern kaum mit Wenigen so wohl geworden. . . .“

Als Felix auf der englischen Reise die er im Sommer 1829 unternahm ein Unfall zustieß, er mit dem Wagen umgeworfen und nicht unerheblich am Knie verletzt ward, erkundigte sich Goethe in

herzlicher Weise nach seinem Befinden: „Nun aber wünscht ich zu erfahren ob von dem werthen Felix günstige Nachrichten eingegangen sind. Ich nehme den größten Antheil an ihm; denn es ist höchst ärgerlich ein Individuum, aus dem so viel geworden ist, durch einen niederträchtigen Zufall in seiner fortschreitenden Thätigkeit gefährdet zu sehn. Sage mir etwas Tröstliches.“

Im Frühjahr 1830 war es dem zum Jüngling gereiften Künstler noch einmal vergönnt das Antlitz des unsterblichen Meisters zu erblicken.

Zelter war der Ansicht daß die Berliner Luft den frischen Flug seines Schülers aufhalte und beeinträchtige. „Er fürchtete“ wie er sich ausdrückte „ihn im Lande und in dem verderblichen Familiengeträttsch wie einen Gallert zusammenrinnen zu sehn.“ „Ich kann die Zeit nicht erwarten, daß der Junge aus dem vertrachten Berliner Klimperwesen und nach Italien kommt, wohin er nach meinem Dafürhalten gleich zuerst hätte kommen sollen. Dort haben die Steine Ohren, hier essen sie Rinsen mit Schweinsohren.“ Der alte Meister hat in seiner berben Weise den Nagel auf den Kopf getroffen; ist es doch für jeden strebenden Menschen als Glück zu bezeichnen wenn er sich zu Beginn der Mannesjahre von den Fesseln der Heimath losreißen und in die Ferne wandern kann.

Die Eltern, so schwer es ihnen ward sich von dem Sohne zu trennen, sahen recht gut ein, wie wohlthätig die Entfernung wirken mußte, es ward beschloffen, daß Felix für längere Zeit auf Reisen zöge. Ehe er dem Heimathlande der Kunst zueilte sollte er den Segen des Dichters für die Römerfahrt erbitten. „Ich sage meiner Umgebung Nichts“ schrieb Goethe, da ihm Zelter den Besuch ankündigte „damit die Freude Felix wieder zu sehn durch Überraschung noch gesteigert werde“ und als der Jüngling durch

einen Masernanfall zurückgehalten ward, fragte er den 21. April 1830 „Wie steht es mit Felix? hat er sich erholt um uns bald zu entzücken?“

Felix fand, da er Ende Mai nach Weimar kam, den alten Herrn im Äußeren unverändert, aber anfangs etwas still und wenig theilnehmend; „ich glaube er wollte mal zusehn wie ich mich wohl nehmen möchte, mir war es verbrüßlich und ich dachte er wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar und auf das „Chaos“, eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geistreichthum und den Subskriptionen und der Krankenpflege die er ganz besonders zu hassen scheint, forderte mich auf auch mit loszuziehen und da ich mir das nicht zweimal sagen ließ so wurde er erst wieder ganz wie sonst und dann noch freundlicher und vertraulicher als ich ihn bis jetzt kannte. Er schimpfte auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute die so melancholisch wären — zog über die Ausstellungen, den Verkauf von Handarbeiten für Verunglückte los, wo die Weimaranerinnen verkauften und man Nichts bekommen könnte weil die jungen Leute Alles unter sich vorher bestimmten und dann versteckten bis die rechten Käufer kämen. — Nach Tisch fing er auf einmal an „Gute Kinder — hübsche Kinder, muß immer lustig sein — tolles Volk“ und dazu machte er Augen wie der alte Löwe wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen und er meinte, wie das sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe, nun hätten wir die Sache immer weiter geführt und er wisse Nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen „denn wir wollen doch einmal vernünftig mit einander sprechen“ . . .

Da ich Goethe gebeten mich Du zu nennen ließ er mir durch



Ottlie sagen dann müsse ich aber länger bleiben als zwei Tage, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie er mir das nun noch selbst sagte und meinte ich würde wohl nichts versäumen wenn ich etwas länger bliebe und mich einlud jeden Tag zum Essen zu kommen, wenn ich nicht anders wo sein wollte, wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegel's Ästhetik erzählen mußte, wie er mich dann nach Tiefurth mit den Damen schickte, mir aber verbot nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht in's Unglück stürzen wolle und wie ich denn so dachte das sei nun der Goethe von dem die Leute einst behaupten werden er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wär' ich wohl recht toll gewesen, wenn mich die Zeit gereut hätte."

So erneuerte sich das heitere Leben das man im Herbst 1821 geführt, man muscirte, dichtete Knittelverse, tanzte, wenn der alte Herr um neun Uhr nach seinem Zimmer gegangen war, auf den Bänken herum und ging nie vor Mitternacht auseinander.

Goethe beauftragte einen Maler das Portrait des jungen Künstlers für eine Sammlung Zeichnungen seiner Bekannten, die er seit einiger Zeit angefangen hatte, zu zeichnen. Jeden Vormittag nahm er eine Musikstunde. Die bestand darin, daß Felix ihm ein Stündchen Stücke von allen großen Komponisten nach der Zeitfolge vorspielen und erklären mußte wie sie die Sache weiter gebracht hätten. Dazu saß er in einer dunkeln Ecke „wie ein Jupiter tonans und blickte mit den alten Augen“. An Beethoven wollte er anfangs gar nicht heran. Doch als Felix erklärte, er könne ihm nicht helfen und den ersten Satz der C moll-Symfonie spielte, da äußerte er: „Das bewegt gar Nichts, das macht nur Staunen, das ist grandios“ brummte vor sich hin, und meinte dann: „Das ist sehr groß,

ganz toll, man möchte sich fürchten das Haus fiele ein, und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen.“

Nach Tisch pflegte er mit dem jungen Freunde eine Stunde lang allein im Zimmer sitzen zu bleiben und ununterbrochen zu sprechen. Er holte Kupferstiche und erklärte, er sprach über „Hernani“ und Lamartine's Elegien, über Theater, über hübsche Mädchen. Auch lud er, obwohl er sonst selten Gesellschaft bei sich sah, wieder Gäste, um das Spiel von Felix zu hören und brückte wohl vor ihnen seine Bewunderung durch sein Lieblingswort: „Ganz stupend“ aus. Dann bat er Schönheiten aus Weimar zusammen und ermahnte, fleißig die Cour zu machen. „Meine Seele Du mußt zu den Frauen hingehn und da recht schön thun.“ — Als Ottilie fragte ob Felix nicht zu oft käme, brummte er sie an: „Ich muß erst ordentlich anfangen mit ihm zu sprechen, denn der ist über seine Sache so klar und da muß ich ja Vieles von ihm lernen.“

Von Abreise wollte er gar Nichts hören, er zog Ottilie aus der Gesellschaft an ein Fenster und sagte ihr „Du machst daß er hier bleibt“ und als dieselbe nichts ausrichtete, kam er selbst in den Garten und redete zum Bleiben zu, es wäre nichts mit dem Eisen, er hätte noch viel zu erzählen und wolle dafür noch viel Musik anhören. Weimar sei eigentlich das Reiseziel des jungen Freundes, und man könne nicht einsehn was er hier entbehren und an den Tables d'hôtes finden würde. Ottilie und Ulrike halfen und erinnerten wie der alte Herr niemals die Leute zum Bleiben und nur desto öfter zum Gehen nöthige und wie Keinem die Zahl der frohen Tage so bestimmt vorgeschrieben sei daß er ein Paar sicher frohe wegwerfen dürfe; . . . sie wollten dem Abreisenden auch bis Jena das Geleit geben. Wer hätte solchen Vorstellungen widerstehen können? Felix blieb und er hatte alle Ursache den Entschluß nicht zu bereuen, er bezeichnet selbst den folgenden Tag, den 1. Juni als

den aller schönsten den er je dort im Hause verlebt, er berichtet wie er nach einer Spazierfahrt durch den Park den alten Herrn in bester Laune antraf, wie derselbe in's Erzählen hineinkam und sich nun eins von den Gesprächen entspann, die man in seinem Leben nicht wieder vergißt. Goethe begann den jungen Freund mit seinen Halb- und Ganzpassionen für die Schönheiten von Weimar zu necken; „Jenny von Pappenheim“ meinte er\*) „ist gar so schön so unbewußt anmuthig und reizend wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht wo es steckt. Zwei andre Mädchen, die Spiegels haben ausgesehen als gucke man in ein Paar dicke Rosensträucher . . . Da hatte ich einen furchtbaren Blumenstrauch in meinem Garten der blühte ganz entsetzlich und da standen die Mädchen davor und man konnte nur sie ansehen“. . . . Nun kam er auf die Stumme von Portici, auf den Engländer Stendal und Walter Scott zu sprechen. „Mr. Stendal ist ein mittlerer Geist, hat Verstand und hat auch was gelernt, aber das Beste, Erste fehlt ihm. Waverley ist der beste Roman von Scott, worin alle seine folgenden Werke liegen, ohne brillant zu sein, passend unterhaltend, ebenso nachher die fair maid of Perth. Daher ist es hübsch wie er sich the author of Waverley nennt, ebenso fing Iffland mit seinen „Jägern“ an, was seine Fehler und Tugenden enthält und Rozebue mit „Menschenhaß und Neue“, worüber noch jetzt alle Damen sich todtweinen wenn auch so mancher Herr sich dabei im Kopfe kratzt.“

„Schiller“ bemerkte Felix „hat doch nicht so angefangen.“ „Schiller“ fuhr Goethe fort „mußte sich nach seinem Don Carlos ganz umwenden, denn auf dem Wege wäre es nicht fortgegangen, obwohl noch jetzt die Leute so gern seine Räuber sehen, weil viele

---

\*) Das Folgende aus den ungedruckten Tagebüchern meines Vaters.

davon noch auf dieser verrückten tollen Stufe stehn. So baten mich als ich in Lauchstede Theaterdirektor war die Studenten um die Räuber: ich wollt' es nicht, wegen möglichen Standals; inbeß, da sie ihr Wort gaben ruhig zu sein, so sagte ich: ihr seid hübsche Leute, charmante Menschen, wenn ihr also recht still sein wollt, will ich's geben. Da war es denn sehr voll, das Publikum mäuschenstill, „ein freies Leben“ wurde sogar mit Feierlichkeit gesungen und da sie nun so artig gewesen waren und auch Geld eingebracht hatten, wurden sie am folgenden Tag gelobt. Schiller konnte, was ich gar nicht kann, etwas Unmittelbares in seine Arbeiten hineinnehmen: wie er Tell schrieb, schweizerische Geschichte lesen, Topographien in seinem Zimmer aufhängen und dergleichen. Er hatte ein furchtbares Fortschreiten, wenn man ihn nach acht Tagen wieder sah, so fand man ihn anders und staunte und wußte nicht, wo man ihn anfassen könnte. So ging's immer vorwärts bis 46 Jahr, da war es denn weit genug. Er hätte zwei Trauerspiele jährlich liefern können; aber mehr nicht; nur noch außerdem Übersetzungen, Mufen-Almanach und dergleichen. Denn 100 Carolin, das klingt gut und er brauchte es für sich und seine Frau. Denn er hatte deswegen vom Herzog ein mäßiges Gehalt verlangt, aber ausgemacht, es müßte verdoppelt werden sobald er untüchtig zum Arbeiten wäre. Das gab ihm denn der Herzog gerne, weil er überhaupt eine Art Geiz auf große Männer hatte, und darin in Weimar mehr that als ein König.“

„Es ist ihm auch belohnt worden“ äußerte Felix.

„Ja“ sprach Goethe „sie können ihn nun nicht wieder aus der Weltgeschichte herausstoßen, in der er einmal steht. Schuckmann wollte er herhaben und ich stand mit ihm in Correspondenz; auch Schloffer, von dem ich ihm aber abrieth, weil er zu eisern, stets auf seinem Standpunkte stehen bleibend, eine Art Bedant war,

obwohl er mein Schwager war und ich also wenig Anlagen zum Nepotismus zeigte. Das kam denn Alles wie in einem Brennpunkt hier zusammen. O könnte ich nur bald einen vierten Band Leben schreiben; aber man kommt ja nicht dazu vor Botanik und Wetterkunde und all' dem andern dummen Zeug, das einem kein Mensch danken will. Es sollte nur eine Geschichte des Jahres 1775 werden, die kein Mensch so kennt und kein Mensch schreiben kann, als ich. Wie da der Adel sich vom Mittelstand anfang übertröffen zu fühlen und sich zusammennahm um nicht zurückzubleiben, wie da Liberalism, Jakobinism und aller Teufelsput auftauchte, wie sich hier nun ein neues Leben bildete und man arbeitete und hervorbrachte, sich dann einmal verliebte zu rechter Zeit und seine Tage verdarb, wie der Aristokratism der Berliner Herren Nicolai und der Anderen, der damals viel galt, von uns jungen Leuten, die wir voll Lust und Thätigkeit, dann auch wohl sehr ungeschickt waren, zurückgedrängt werden mußte, wie Schiller erst einmal in Weimar war und von Niemand gelammt es wieder verließ, wie Jean Paul später kam, aber den Kreis schon geschlossen fand, wie Vertuch auf's Praktische gehn, alles Mögliche was man verlangte hervorzubringen suchte und das Industriekomptoir gründete. Ja, da war es wie im Frühling, wo Alles drängt und leimt und so mancher Baum noch kahl steht, andre schon Blätter haben. Alles das Jahr 1775!"

Voll lebhafter Spannung hatte der junge Künstler auf die warmen Worte gelauscht mit denen der Dichtergreis seiner eigenen Jugend und des Geistesfrühlings von 1775 gedachte. „Es war eins von den Gesprächen die man in seinem Leben nicht vergessen kann.“ Er dankte freudig bewegt, Goethe aber meinte: „ist ja nur zufällig; das kommt alles so beiläufig zum Vorschein, hervorgerufen durch Ihre liebe Gegenwart.“ Er ließ sich noch einmal Lieblingsstücke von Mozart, die Fantasie in C moll, ein Trio von

Saydn. ein Weber'sches Capriccio vorspielen und versprach dem jungen Freunde zum Abschied „etwas Bedeutendes“ zu schenken. Den andern Tag gab er ihm einen Bogen des Manuscripts vom Faust; darunter standen die Worte: „Dem lieben jungen Freunde F. M. V. kräftig zartem Beherrscher des Pianos zur Erinnerung froher Maistage 1830 J. W. v. Goethe.“

Felix hatte von einer betenden Bauernfamilie von Adrian Ostade gesprochen, die im Jahr 1821 großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Als er nun in der Frühe des 3. Juni in das Zimmer des Dichters trat um Abschied zu nehmen, fand er Goethe vor einer großen Mappe sitzend und jenes Bild betrachtend. „Ja ja“ sagte der Dichtergreis ahnungsvoll zu dem Jüngling „da geht man nun fort, wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft, aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinander gehn und da müssen wir uns denn das Gebet noch einige male zusammen ansehen.“ „Dann sagte er mir ich solle ihm zuweilen schreiben (Muth! Muth! ich thue es von hier“ berichtet Felix nach Hause) „und dann küßte er mich und da fuhren wir weg nach Jena.“

Goethe aber faßt, dem alten Zelter gegenüber, den Eindruck des Besuchs in die Worte: „Soeben, früh halb 10 Uhr, fährt beim klarsten Himmel, im schönsten Sonnenschein der treffliche Felix mit Ottilien, Ulrika und den Kindern nachdem er 14 Tage vergnüglich bei uns zugebracht und Alles mit seiner vollendeten lebenswürdigen Kunst erbaut nach Jena um auch dort die wohlwollenden Freunde zu ergötzen und in unsrer Gegend ein Andenken zurück zu lassen welches fortwährend hochzufeiern ist. Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig da ich fand: mein Verhältniß zur Musik sei noch immer dasselbe; ich höre sie mit Vergnügen Antheil und Nachdenken, liebe mir das Geschichtliche; denn wer versteht irgend eine Erscheinung wenn er sich nicht von dem Gang des Herkommens

penetriert? Dazu war denn die Hauptsache daß Felix auch diesen Stufengang recht lieblich einfließt und glücklicherweise sein gutes Gedächtniß ihm Musikstücke aller Art nach Belieben vorführt. Von der Bach'schen Epoche heran hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den großen neuern Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Produktionen fühlen und über sich nachdenken machen: ist daher auch mit meinen Segnungen geschieden."

Goethe ließ dem Scheidenden durch Ottilie dringend empfehlen, daß er öfters schreiben und so seine „liebenswürdige Gegenwart erneuern“ möge. „Es geht uns“ heißt es in einem Brief Ottiliens vom 8. Juni „wie Leuten die nicht wissen wie sie eine Lücke ausfüllen wollen, die wie Myrtha singen „ich möchte gerne spielen nur weiß ich selbst nicht was“, die wie Schuljungen von Ferien und Feiertagen zurückkommen und Alles übermäßig langweilig finden; unter diesen Schilderungen meine ich meinen Papa immer mit. Sehen Sie, lieber Felix, welchen Vorzug Sie vor uns voraus haben, kommen auch einige Erinnerungsgrillen bei Ihnen zum Vorschein, so äußern sie sich gewiß nur in den rührendsten Tönen, während sie bei uns wie Fledermäuse uns um den Kopf schwirren und uns eben nicht liebenswürdiger machen. Der Vater läßt Ihnen sagen, daß Ihr Aufenthalt hier ihm nicht nur großes Vergnügen sondern auch dauernden Nutzen gewährt, da er durch Sie über Vieles klar geworden sei."

In München faßte sich Felix den Muth an Goethe selbst zu schreiben. Er dankte für die unvergeßlichen Tage die Goethe ihm geschenkt, er schilderte das Leben in München und die Künstler, an die der Dichter ihn empfohlen hatte. „Namentlich Stieler war von der höchsten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen mich. Die Art wie er von Ihnen und den Ihrigen sprach, die Freude und

Wärme die sich über sein ganzes Wesen verbreitete je mehr er sich von der mit Ihnen verlebten Zeit zurückrief, nahmen mich gleich zuerst sehr für ihn ein.

„Er beschäftigt sich damit, Ihren Fischer zu malen, und erzählte mir, das Bild entstehe halb aus Opposition gegen jenes, welches auf der Berliner Ausstellung vieles Aufsehn gemacht hat und in welchem der Gegenstand gar zu sehr in's Sinnliche gezogen war. So wahr das ist, so weiß ich nicht, ob ihm gelingen wird es ganz zu vermeiden, denn wo nur ein feuchtes Weib die schön singt und spricht aus den Wellen auftaucht, muß sie reizend und der Fischer dem sie winkt ein schöner zarter Knabe sein, und da will mir immer scheinen als komme so etwas Fremdes hinein. Doch das Bild ist erst angelegt und der Kopf der Nymphe ist schon jetzt so zierlich und freundlich, daß ihr Bild gewiß allgemeine Freude machen wird. Außerdem hat Stieler wieder kürzlich ein Portrait für die Sammlung der schönen Frauen in des Königs Cabinet beendet und sucht fortwährend unter den Münchener Mädchen nach neuen Originalen. Er freut sich sehr mit diesem Auftrag und wohl mit Recht, denn die Damen haben alle besonderen Respekt vor ihm und möchten ihm gar zu gern gefallen, damit er ihnen den Preis zuspiesen und sich die Schönste für seine Kunst aussuchen möge. Für die Musik ist hier ungemein viel Empfänglichkeit und sie wird vielfältig ausgeübt, doch will mir vorkommen als mache fast Alles Eindruck und als wirkten die Eindrücke nicht lange nach. Ganz lustig ist der Unterschied von einer Münchener und einer Berliner musikalischen Gesellschaft; ist in Berlin ein Musikstück geendigt, so sitzt die ganze Gesellschaft in tiefer Stille da, Jeder nach einem Urtheil suchend, Keiner ein Zeichen des Beifalls oder der Freude gebend und der Spieler ist in der peinlichsten Verlegenheit um zu wissen ob und in welchem Sinne er gehört worden. Dafür findet



er oft später Leute, die sich was dabei gedacht und recht tief im Innern empfunden haben, wo sie kalt und theilnahmslos schienen. Hier hingegen ist es amüsant in Gesellschaft zu spielen, denn die Leute müssen jeden Augenblick aussprechen was ihnen gerade Vergnügen macht, sie fangen wohl gar mitten in einem Stück an zu klatschen oder ihren Beifall zu rufen, und es ist nichts Seltenes, daß man, wenn man nach dem Spielen aufsteht, Keinen mehr auf dem Plage findet den er anfangs eingenommen, weil sie zuweilen mitten d'rin auf die Finger sehen wollen und sich um's Klavier stellen, oder irgend eine Bemerkung einem Anderen mittheilen müssen und sich neben ihn setzen und sprechen. Nachher überschütten sie Einen denn mit Komplimenten und Freundschaft; ich weiß aber nicht, ob ich nicht fürchten soll, daß nach ein Paar Tagen viel von der Lebhaftigkeit des Eindrucks verwischt ist. Die Oper ist mit den reichsten Mitteln ausgestattet und leistet doch nichts Vortreffliches, weil ein Geist fehlt der über dem Ganzen schwebt und es leitet. Die Sprechner z. B. ist wohl eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen die wir haben, da man ihr aber ihre Vorzüge bis in die Wolken erhebt und ihre Mängel verschweigt, so gewöhnt sie sich nach und nach an's Manieriren. Übrigens scheint es zum guten Ton zu gehören die Oper und das Theater zu tabeln, und auf die Recensenten viel zu merken, die sich mit Spotten und Kritkeln ein kümmerliches Eintagsleben zu gewinnen suchen; das entmuthigt denn die Schauspieler, die Erbitterung wächst gegenseitig und so kommt es, daß selten viel Freude und heitrer Genuß im Theater zu erwarten ist.“

Ein zweiter Reisebericht an Goethe datirt aus Rom vom 5. März 1831. Felix entwirft ein heitres und bewegtes Bild des Künstlertreibens in der ewigen Stadt. „Einige deutsche Künstler erscheinen mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemd-

tragen auf altdeutschen Rössen, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um Etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen. Rafael dünkt ihnen schwach und Tizian bloß ein guter Kolorist.“

„Niebuhr“ bemerkte Goethe als er mit Eckermann über Felixens Brief sprach „hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten d'rinne, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?“

Auch die Schilderung die Felix vom Carneval, von der Wahl des neuen Papstes, der gleich nachher ausbrechenden Revolution, von dem muthvollen Auftreten Horace Vernet's und der jämmerlichen Feigheit der deutschen Maler entwirft, gab dem Dichter Anlaß darauf hinzuweisen, wie von wenigen Einzelnen ausgegangen schon seit vierzig Jahren eine „geistige Verirrung“ unter den deutschen Künstlern eingerissen sei. „Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie um es den Besten gleichzuthun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein, brauchte man nichts zu lernen und das eigene Genie brachte Jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein.“

Es war keine Gefahr vorhanden, daß Felix von dieser „geistigen Ansteckung“ ergriffen ward.

„Vor allen Dingen“ berichtet Goethe an Zelter „habe ich zu vermelden, daß ich einen ganz allerliebsten ausführlichen Brief von Felix datirt Rom den 5. März erhalten habe welcher das reinste Bild des vorzüglichsten jungen Mannes darstellt. Seinen Eltern und Berliner Freunden wird er gewiß das Gleiche mit gleicher ge-

mäßiger Freiheit melden. \*) Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmmamms seines Talents wird ihn auch durch die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei hindurchführen.“

So geleitete Goethe's warme Theilnahme den jungen Freund auf der Wanderung in die Ferne. Der Dichter gerieth ordentlich in Zorn, als der gestrenge Vater dem so folgamen Sohne die gewünschte Ausdehnung der Reise nach Sicilien verbot. \* Giebt doch Italien ohne Sicilien kein Bild in der Seele. „Der Herr Papa hat sehr Unrecht den guten Felix nicht nach Sicilien zu schicken, der junge Mann behält eine Sehnsucht ohne Noth.“

Es war Felixens „alter Lieblingsplan“ Goethe's „Walpurgisnacht“ zu komponiren, seit Wien machte er sich an die Arbeit und es gelang ihm, dieselbe trotz der Schwierigkeit des Gegenstandes während der italiänischen Reise zu vollenden. Goethe sprach sich erfreut und billigend aus, als er vernahm, daß der junge Freund unternommen, was Zelter einst vergeblich versucht hatte, er bezeichnete ihm den Grundgedanken der Walpurgisnacht mit den Worten: „Dies Gedicht ist hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Begründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch aufstauende Neuerungen gebrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingesperrt werde. Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt und ein freudiger, ungestörter Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf.“

Auf der Heimkehr aus Italien erstattete Felix einen ausführ-

---

\*) Vergleiche Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholby S. 111 ff. Die Briefe aus Rom an die Eltern vom 1. 15. März 1831.

lichen längeren Reisebericht über die Schweiz. „Denn ich darf“ schrieb er von Luzern den 28. August 1831 an Goethe\*) „die Schweiz nicht auslassen die von jeher mein Lieblingsland gewesen ist. Die Zeit wo ich jetzt so ganz allein zu Fuß in den Bergen umhergestreift bin, ohne Jemand zu kennen, ohne an Etwas zu denken als an das was ich in jedem Augenblick Neues, Herrliches sah, die ist mir wohl unvergesslich.

„Ich kam aus dem Lande des heiteren Himmels und der Wärme; die Schweiz hat sich denn freilich gleich anders angekündigt, ich hatte Regen, Sturm und Nebel, mußte mich sogar auf den Bergen oft beschneien lassen. Aber ich weiß nicht wie es kam, daß mir sogar das behagte und wenn sich aus den Wolken zuweilen ein Paar schwarze Felshörner erhoben oder ein ganzes Land in Sonnenschein mitten aus dem Nebel auftauchte, das ist wohl auch etwas Prächtiges. So habe ich denn durch allen Sturm mich nicht abhalten lassen herumzusteigen, soviel ich konnte; der Führer wollte zuweilen nicht mit, ich habe oft gar nichts gesehen, aber ich habe es doch versucht und kam dann einmal ein schöner Tag, so war die Freude doppelt. Mir ist als beläme ich hier noch mehr Respekt vor der Natur und sei ihr noch näher gegenüber als anderswo; das Land und die Leute hängen hier aber auch ganz allein von ihr ab.“

Das Interesse welches Goethe an Wetterbeobachtungen nahm ließ es für Felix gerathen erscheinen die Wolkenbrüche und Überschwemmungen ausführlich zu schildern welche vom 7. August an im Berner Oberland gewüthet hatten. Dann erzählte er von seinem Aufenthalt im Engelberger Thal und bei den Mönchen die „niemals von Sebastian Bach gehört hatten, so daß es ihnen kurios genug

\*) Als Manuscript gedruckt von Geh. Rath F. v. Zoepfer. Berlin 1869. Stargardt.

vorkam ein Paar Bach'sche Fugen auf der Orgel zu vernehmen. Noch dazu hatten die Mönche eine hübsche Bibliothek; Politik, Fremde und Zeitungen kommen da in's Thal gar nicht hin, so habe ich eine frohe Zeit dort zugebracht."

In Luzern hatte Felix Gelegenheit einer Aufführung des Schiller'schen Tell beizuwohnen. „Da jetzt nämlich die Tagessatzung hier ist, so weichen die Schweizer von ihrer Gewohnheit ab, lieber gar kein Theater zu haben, als ein schlechtes. Und weil es das einzige im Lande ist, erlauben Sie mir ein Paar Worte über die vaterländische Vorstellung zu sagen. Zehn Leute sind etwa in der ganzen Truppe vorhanden und die Bühne so groß und hoch wie ein mäßiges Cabinet; sie wollten aber doch gerne die großen Volksscenen geben. Da stellten denn zwei in spitzen Hüten Gessler's Heer vor, zwei Andere mit runden Hüten die Schweizer Landleute, alle Nebenpersonen kamen gar nicht vor. Was sie Wichtiges (sic) zu sprechen hatten, ließen sie ohne Umstände weg und fuhren ruhig in den nächsten Worten ihrer Rolle fort ohne allen Zusammenhang, wodurch zuweilen komische Sachen entstanden. Einige Schauspieler hatten nur den Sinn auswendig gelernt und brachten den augenblicklich in eigene Verse, der Ausrufer des Gessler schlug sich beim ersten Trommelschlag die Trommel vom Knopfloch los, daß sie auf die Erde fiel und konnte sie nicht wieder festmachen, zur großen Freude des freiheitliebenden Publikums das den Sklaven des Tyrannen sehr auslachte, und bei alledem war das Stück nicht todzumachen und brachte seine Wirkung hervor. Wenn die wohlbekannten Namen und Plätze die man den Tag zuvor gesehen hatte vorkamen, da waren sie Alle selig, stießen einander an und zeigten auf den pappenen See den sie in der Natur viel besser sehn konnten wenn sie aus dem Hause traten. Am meisten Vergnügen machte aber der Gessler, weil er sich sehr ungezogen betrug und grimmig

schrie und wüthete; er sah aus wie ein betrunkenener Handwerker mit seinem verworrenen Bart, der rothen Nase und der schiefen Mütze; das ganze Ding war sehr arkadisch und ursprünglich, wie die Kindheit des Schauspiels.“

Schon im Engelberger Thal hatte Felix, als er sich an der Lektüre des Tell erfreute, an Goethe's Wort zurück gedacht: Schiller hätte jährlich zwei solche Trauerspiele liefern können. „Dieser handwerksmäßige Ausdruck des Liefern frappirte mich auf einmal sehr, als ich das frische warme Stück las, und mir erschien diese Thätigkeit so ungeheuer großartig, daß mir vorkam, als hätte ich in meinem Leben noch gar nichts Rechtes hervorgebracht. Es steht noch Alles so sehr vereinzelt da, es ist mir als müßte ich auch einmal Etwas liefern.“

Die Aufführung des Tell mußte von Neuem an jenes merkwürdige Gespräch über Schiller erinnern. Man weiß, wie sehr sich Goethe gerade von dem Gegenstand des Tell angezogen fühlte, wie er noch 1797, durch die unvergleichliche Landschaft angeregt, sich ernstlich mit dem Gedanken trug ein episches Gedicht über Tell zu schreiben, und wie er den Stoff später an den Freund abgetreten hat. „Ich summtete schon gelegentlich meine Hexameter. Von dem Gegenstand vollkommen ergriffen sah ich bereits den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Rauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammentünften über Brücken und Stegen.“ Auf dem Grund der herrlichen Landschaft — wie verschieden hebt sich jedoch der Goethe'sche von dem Schiller'schen Tell ab; der Lastträger, der durch die Cantone wandernd einen in sich zufriedenen kindlich unbewußten

Selbstenmenschen darstellt, der Goethe'sche Gefler, ein Tyrann von der behaglichen Sorte, der sogar „gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht,“ und neben diesen mehr passiven Figuren die eigentlichen aktiven Charaktere und Befreier, die Walter Fürst, Stauffacher und Winkelried! Man erkennt das Gegensätzliche der beiden größten deutschen Dichter in ihrer charakteristisch verschiedenen Auffassung des gleichen Stoffes. Goethe hat später noch manchen gewaltsamen Zug den Schiller in das Stück hineinbringen wollte gemildert oder entfernt. „Ich weiß was ich mit ihm beim Tell für Noth hatte wo er geradezu den Gefler einen Apfel vom Baume brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motiviren, daß er Tell's Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großthun lasse indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritt einen Apfel vom Baume schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so wie ich ihm gerathen.“

So freudig und neidlos Goethe auf das Wirken seines literarischen Freundes blickte, so klar war er sich auch des obwaltenden Gegensatzes bewußt. Wie bezeichnend, wenn er Felix gegenüber von Schiller's „unheimlichem Fortschreiten“ und davon spricht, daß „es so nur bis zum sechs und vierzigsten Jahre gehen“ konnte! Zu Eckermann hat er sich dahin geäußert, daß die physische Freiheit Schillern in seiner Jugend zu viel zu schaffen machte. Dann aber, in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, sei Schiller zur ideellen Freiheit übergegangen. „Und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat. Denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur die für seine Kräfte zu gewaltfam waren . . . Er trieb sich auch an solchen Tagen und

Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war, sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. . .“

„Alle solche Stellen in seinen Sachen von denen gescheidte Köpfe sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat wo es ihm an Kräften fehlte um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann; allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem.“ In dieser Warnung vor den Übertreibungen des kategorischen Imperativs, in diesem Urtheil über den so früh dahin gerastten, ruhelos wirkenden Freund liegt der ganze gesunde Realismus der Goethe'schen Natur.

Für Felix enthielten freilich Goethe's Worte nur einen Sporn zu gesteigerter Thätigkeit: „Es giebt ungeheuer viel zu thun in der Welt und ich will fleißig sein. Heute ist mir erst klar geworden, wie viel Goethe's Wort über Schiller eigentlich zu bedeuten habe und ich habe eingesehen, daß man sich zusammennehmen muß.“

Aus der Schweiz ging Felix über München nach Paris, wo sich ihm die Eindrücke des Sommers 1825 erneuerten. „Wie es scheint“ schreibt Zelter an Goethe „erregt das politische nicht weniger als das Kunstleben dort Felixens Neigung zum Vaterland.“

In Paris erhielt Felix die Botschaft von dem Tode des Dichters, der ihm das Ideal der deutschen Kunst gezeigt hatte. „Goethe's Verlust“ schrieb er am 31. März an die Eltern „ist eine Nachricht die Einen wieder so arm macht! Wie anders sieht das Land aus. Es ist so eine von den Botschaften, die mir nun beim Namen Paris immer einfallen werden, und deren Eindruck mir durch alle Freundlichkeit, alles Gausen und Brausen und das ganze lustige Leben hier nicht verlöschen wird.“



Mit dem jungen Künstler, auf dessen Haupte Goethe's Hand segnend geruht hatte, empfanden alle edleren Geister, was die Trauerkunde bedeutete.

Von geheimen mächtigem Sehnen zu dem Freunde gezogen folgte der alte Zelter nach wenigen Wochen in's Grab.

Die Gegenwart erschien öde und leer, da man nicht mehr zu Goethe emporschn konnte. Man vermifste die heitere Klarheit, die ruhige Harmonie die alle Gegensätze gebändiget und das Leben erhellt hatte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.





